

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 14 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1913

Inhaltsverzeichnis: Ludwig Uhland. Von Otto Wittner. — Etwas von der Kinderkleidung. I. — Feuilleton: Drei Tode. Von Leo Tolstoi.

Ludwig Uhland.

Von Otto Wittner.

Wenn man unsere bürgerlichen Literaturgeschichten der Gegenwart über Ludwig Uhland befragt, wissen sie einem allerlei zu erzählen über den Meister der Ballade, über den großen Lyriker, der für die Stimmungen der Seele wie für die Schwingungen der Luft über der Landschaft den klarsten Ausdruck fand, über den Dichter nationaler Gesinnungsdramen, über den Erforscher deutscher Sage und mittelalterlicher Literatur. Schließlich können sie nicht umhin, nebenbei zu bemerken, daß er sein Teil zu der deutschen Tendenzlyrik beitrug, die nach den Befreiungskriegen sich entfaltete und eine Vorläuferin der achtundvierziger Revolutionsstürme war. Was jedoch den Wesenskern dieses aufrechten Mannes ausmachte, was Leben, Dichten, Forschen färbend durchdrang, seine demokratische Weltanschauung, sein begeisterter Glaube und seine Eingabe an das Volkstum — davon wissen sie nichts, teils aus mangelndem Verständnis, teils aus mangelndem Willen. Das erscheint ihnen im besten Falle als eine Schulle, die man dem im übrigen so verdienstvollen Mann wohl hingehen lassen mag; im schlimmeren als die charakteristische Beschränktheit eines schwäbischen Eigenbrödlers, über dessen Ahnungsvermögen die neu-preussisch-deutsche Nationalpolitik hinausging.

Uhlands dichterisches wie sein wissenschaftliches Schaffen steht im unmittelbaren Zusammenhang mit jener Zeitströmung, die wir die Romantik nennen. Ihr Wesen ist ein hochfliegender Idealismus, der nach Allumfassung strebt, der alle Gegensätze in sich vereinigen möchte: im Leben tiefste Bewußtheit und höchste Einfalt; in der Kunst das klassische Altertum in seiner strengen Stilform und die scheinbar regellose Freiheit Shakespeares, der in Deutschland durch sie neu lebend geworden war; in der Weltanschauung die Ungebundenheit des in alle Tiefen dringenden Denkens und die Bindung religiösen Glaubens. Unter den idealistischen Romantikern steht aber Uhland fest und sicher als der einzige Realist. Seine freundlich-klare Nüchternheit hebt sich von ihrem steten Drange nach neuer Verauschung ab. Uhland hat immer den festen Boden seiner Heimat unter den Füßen, wo jene nur zu leicht auf ihren hochgemuteten Flügeln die Erde vergessen und im Wolkennebel waten. Er hat deshalb weder seelische Katastrophen erlebt wie etwa Brentano, noch in pfäffischer Zerknirschung den dichterischen Taumel widerrufen wie Zacharias Werner, noch „Geisäter“ beschworen wie sein Freund Justinus Kerner auf der Burg von Weinsberg. Aber seinem Leben liegt dieselbe klare Sonne wie über seinem Dichten.

Wie Lessing ist Uhland Dichter, Gelehrter und Kämpfer in einem gewesen. Er ist nie einem Kampfe oder einer Entscheidung ausgewichen, hat nie paktiert wie fast alle übrigen Romantiker, wenn sie nach dem idealistischen Hochflug wieder die Erde mit Füßen traten. Dabei verfloß sein ganzes Leben unter Kämpfen und Entscheidungen. Der Beginn seiner Laufbahn fällt in die Zeit der württembergischen Verfassungskonflikte, die mit dem Jahre 1815 einsetzten. Neigung trieb Uhland früh zur Erforschung der älteren Literatur und der Volkslage. Aber diese Wissenschaft war damals noch in den Anfängen, sie war weder Unterrichtsgegenstand an den Schulen, noch ermöglichte sie eine akademische Laufbahn. Ein Leben war auf ihr Studium nicht zu gründen. Uhland studierte die Rechte. Er hätte nun in den Staatsdienst eintreten können, der ihm am leichtesten die Möglichkeit gewährt haben würde, seine wissenschaftlichen Lieblingspläne auszuführen. Diesen Schritt wies aber Uhland entschieden von sich, solange der Streit zwischen den Ständen und der Regierung nicht beigelegt sei. Hingegen sehen wir fast alle die idealistischen Romantiker mehr oder minder früh ihren Platz an der Staatskrippe finden, von innerem Widerstreit oder Gewissensbedenkllichkeiten ist nur bei wenigen von ihnen ein Geringes zu bemerken, etwa bei dem genialsten unter ihnen, dem Erfinder tiefinnig-launischer Märchen, E. T. A. Hoffmann. Uhland wurde Advokat, um sich „in einiger Unabhängigkeit zu halten“. Als Advokat nahm er an dem Kampfe der württembergischen Landstände gegen die Verfassungsänderung des Königs teil. Die Erregung des politischen Kampfes gab Uhland neue Lieder

ein. Einige Jahre zuvor hatte er seine erste Gedichtsammlung veröffentlicht. In dieser stehen neben der heiter hallenden Kampfsfreude seiner Balladen vom „Blinden König“ und von „Taillefer“, neben dem Humor der „Schwäbischen Kunde“ und des „Richard Ohnefurcht“ die zu Volksliedern gewordenen Gedichte vom „Guten Kameraden“ und von der „Wirtin Töchterlein“, vom „Weißen Hirsch“ und vom „Wundermilden Wirt“. Nun ergreift die Politik auch seine Dichtung. Er weicht sein Lied dem „Guten alten Recht“. Sogar sein Eberhard brummt in den Kaufshebart, daß das Volk erst in Nöten und Gefahren sich echt zeige — ein deutlicher Hinweis auf die Befreiungskriege — und man ihm darum sein gutes altes Recht wahren möge. Uhland singt aber auch gegen die Fürsten, feiner sei so hochgestellt, „daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet, er sie mit Freiheit tränken kann“. Man sieht schon hieraus, daß Uhland von einer noch etwas romantischen Begeisterung für das alte landständische Wesen zu einer moderneren demokratischen Auffassung sich entwickelt: er wendet sich ebenso sehr gegen die eifertige Verfassungsmacherei von oben wie gegen verrottes Festhalten an geschichtlich überwundenen Vorrechten. Und von württembergischer Kirchturnpolitik ist nichts in ihm: sein schwäbischer Winkler wurde ihm zu einem Abbild der deutschen Welt. Hierbei darf man nicht vergessen, daß in den meisten Staaten des Deutschen Bundes es damals überhaupt keine Verfassungen gab. So hatte der König von Preußen sein ganz unzweideutig gegebenes Versprechen von 1813 nicht erfüllt. Den Regierungen der deutschen Großstaaten war überhaupt das regere politische Leben der Kleinen im Süden hinderlich in der Aufrechterhaltung ihres reaktionären Systems. Sie übten den stärksten Druck auf jene aus, um jeden weiteren Fortschritt zu verhindern. Unter diesen Umständen hatten die Verhandlungen in der württembergischen, in der badischen Kammer in der Tat eine besondere Bedeutung für ganz Deutschland.

Von 1819 ab ist Uhland im Landtag zu Ludwigsburg tätig als Vertreter Tübingens. Unablässig sehen wir ihn um die freiheitliche Ausgestaltung der Verfassung bemüht. Mit besonderer Leidenschaft tritt er für die Beseitigung der Ersten Kammer ein, durch die sich der höhere Adel seine Vorrechte sicherte. Wie allemal war Uhland aber noch monarchisch gesinnt; es besteht für ihn ein Verhältnis dauernder gegenseitiger Verpflichtung zwischen Fürst und Volk, das bei jedem Thronwechsel zu erneuern sei. Später ist es vor allem die Pressefreiheit, für die der Dichter sich entzündet. Auch hier hatte sich ein Gegensatz zwischen den süddeutschen Staaten und Österreich-Preußen zugescharft; auch hier mußten die Kleinen dem Druck der mächtigen nachgeben. Uhland erklärte die Verfassung für verlegt; aber das blieb natürlich ein wirkungsloser Protest.

1829 wurde Uhland, der inzwischen einige bedeutende fachwissenschaftliche Schriften veröffentlicht hatte, hierunter seine Studie über Walter von der Vogelweide, zum Professor an der Universität Tübingen ernannt. Auch als Professor gewann er so rasch Geltung, Ruhm, Beliebtheit wie als Dichter. Indessen hatte seine Lehrtätigkeit keine lange Dauer. Hatte er vorher den Staatsdienst gemieden, um politische Bewegungsfreiheit zu haben, so verzichtete er auch jetzt nicht auf die Betätigung seiner politischen Gesinnung. Dadurch kam es sehr bald zum Konflikt. Daß Uhland für die Dauer seines Mandats auf den Professorengehalt verzichtete, schob ihn nur wenig auf: für die Tagung von 1833 wurde ihm der Urlaub verweigert. Ohne zu schwanken, gab Uhland sofort seine Professur auf.

Fast zwanzig Jahre gehörte der Dichter der württembergischen Kammer an. Wiederholt erhob er noch seine Stimme für Pressefreiheit, für den Ausbau der Selbstverwaltung. Als er 1838 sich aus dem politischen Leben zurückzog, leitete ihn wohl das Gefühl, daß eine gründliche Verbesserung der elenden deutschen Zustände im Sinne seiner demokratischen Überzeugung nicht herbeizuführen sei durch Debatten in den einflusslosen süddeutschen Parlamenten, die so weit abseits von den Herzpunkten der deutschen Entwicklung lagen. Andere Kräfte mußten da in Wirksamkeit treten.

Als aber im März 1848 die gewaltige Volksbewegung alle diese Fragen auf einmal zur Lösung stellte, da war auch Uhland sofort wieder auf dem Platze. Schon dem Vorparlament gehörte er an, das noch der alte Bundesrat, wandte unter den Stößen der revolutionären Erhebung, zur Vorberatung eines Reichsgrundgesetzes einberufen hatte. Was dort geleistet wurde, genügte jedoch bei weitem nicht Uhlands demokratischer Gesinnung, die sich immer

selbgerichtiger entwickelt hatte. Die im Vorparlament zusammenkamen, waren eben in ihrer Mehrzahl Männer, die in der Zeit nach 1830 mit größerer oder geringerer Entschiedenheit für eine gemäßigte Weiterentwicklung der deutschen politischen Zustände sich eingesetzt hatten. Den neuen Verhältnissen war diese eiligst zusammenberufene Schaar in keiner Weise gewachsen. Selbst ein Robert Blum hatte damals seine Anschauungen noch nicht konsequent durchgebildet. Uhland lehnte den Verfassungsentwurf des Vorparlamentes mit aller Entschiedenheit ab. Er wollte kein erbliches Reichsoberhaupt, keine Erste Kammer aus Vertretern der Reichsfürsten, und die Entscheidung über Krieg und Frieden wollte er der Nationalversammlung vorbehalten wissen.

Dies sind die Grundlinien seiner Politik, die er auch später mit größter Festigkeit eingehalten hat, als er, wiederum für Tübingen, in die konstituierende Nationalversammlung, das „Frankfurter Parlament“, eintrat. Uhland kämpfte wacker für die Beseitigung aller Privilegien, stimmte mit Begeisterung für den Antrag Jakob Grimms auf Abschaffung des Adels. Der Grundsatz der Volkssouveränität war ihm unantastbar heilig. Und nie ist für die nationale Einheit und Anteilbarkeit Deutschlands glühender gesprochen worden als damals durch Uhland. Die kleindeutsche Partei hatte Österreich die Aufgabe zuweisen wollen, „Kultur nach Osten zu tragen“. Dadurch sollte Platz geschaffen werden für die „preussische Spitze“. Uhland wies diese Auffassung damit ab, daß er sagte, Österreich habe einen höheren Beruf: „eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands“. In der Verfassungsfrage war er unermüdet für sein Ideal eingetreten, die demokratische Republik. Es sei dem natürlichen Wachstum der deutschen Gasse nicht gemäß, rief er, „wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsäbler aufpflanzen wollten“. Aber die schönsten Reden und Beschlüsse helfen natürlich gar nichts, da die demokratische Partei es versäumte, sich beizeiten zum Handeln, zum revolutionären Kampfe zu organisieren. Als die Reaktion wieder Kraft und Entschlossenheit gewonnen hatte, da war es zu spät. Der Verlegung des Parlamentes von Frankfurt nach Stuttgart widerriet Uhland mit Recht, aber vergeblich. Dem Willen der Majorität jedoch fügte er sich und nahm bis zur gewaltsamen Sprengung des Rumpfparlamentes an den Beratungen teil. Er entfaltete nun sogar eine gesteigerte Tätigkeit. „Weil die Gefahr da war, wurde dieser Edle auch tätiger“, sagt Moritz Hartmann. „Er war wie ein Steuermann, der auf alles achtet.“ Aber auch in Stuttgart vermochte sich das Parlament nicht zu halten. Die Zeit der Debatten war vorbei, seit in Sachsen und Baden die Kanonen sprachen. Als die württembergische Regierung sich entschloß, den so friedlichen Rest der Nationalversammlung vor seinem Sitzungstisch militärisch auseinanderzutreiben, hätte sie Uhland im entscheidenden Augenblick gern ausgenommen. Doch Uhland wandte sich mit verächtlichem Achselzucken ab. Er wollte auch in diesem schwersten Moment sein Schicksal nicht von dem seiner Gesinnungsgenossen trennen.

(Schluß folgt.)

o o o

Etwas von der Kinderkleidung.

I.

Wenn man das Kapitel der Kinderkleidung nachblättert, so findet man fast auf jeder Seite Beweise dafür, daß — entgegen der landläufigen Behauptung — nicht jede Mutter eine „geborene Erzieherin“ ist, und daß recht viele Mütter ihre Kinder mehr verderben als geistlich entwickeln. Körperlich und geistig. Auch in der Frage der Kleidung steckt ein großes Stück Erziehung, wirkt das Äußerliche und Leibliche auf das Innerliche, auf die Entwicklung von Geist und Charakter zurück. Nichts von dem, was das Kind umgibt, was seinen Zwecken dient, ist vom Standpunkt der Erziehung aus gleichgültig. Das wird von unseren „geborenen Erzieherinnen“ leider viel zu wenig bedacht, auch in der wichtigen Kleiderfrage.

Was ist es, das nur zu oft in dieser Frage entscheidet? Nicht das Nachdenken über das Wie einer Kleidung, die im besten Sinne des Wortes zweckentsprechend sein würde, vielmehr lediglich die Muttereitelkeit, die ihr Kind so „schön“ als möglich gepußt sehen möchte. Daß solche Muttereitelkeit — manchmal, nicht immer! — in der Mutterliebe eine respektable Wurzel hat, benimmt ihr nichts von ihrer Schädlichkeit. Wo die Mutterliebe zur Muttereitelkeit entartet ist, da fehlt häufig genug auch die selbständige, vorurteilslose Antwort auf die Frage, was denn eigentlich das Kind „schön“ kleide. Als „schön“ erscheint den meisten Müttern, was gerade „Mode“ ist. Für ihr Ideal einer schönen Kinderkleidung bleiben die Frauen des werktätigen Volkes gewöhnlich in geistiger Abhängigkeit von den Modenarreteilen der besitzenden Klassen. Sie

leben es sich nach den abscheulich trivialen Abbildungen von gepußten Kindern in den Modezeitungen, „Praktischen Ratgebern für die Hausfrau“, nach den toten Puppen in den Schaufenstern der Konfektionsgeschäfte, nach den lebendigen Puppen von Bourgeoispröblingen, an deren Kleiderpracht die Armen schon bewundernd vorüberstreichen. „Ach, wer sein Mädchen so schön ausstatten könnte!“ das ist nur zu oft der Seufzer der proletarischen Mutter, wenn sie in Fleisch und Blut oder im Bilde einen kleinen Modeaffen sieht, der nur zu existieren scheint, um „entzündende Schöpfungen“ der Schneider- und Putzmacherkunst zu tragen.

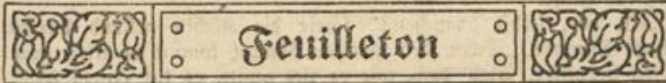
Bei diesem Wunsche kann — wie bei der Mode überhaupt — außer dem ungeläuterten, verbildeten Sehnen nach Schönheit ein sozial bedeutsames Gefühl mitsprechen: das Drängen nach Gleichberechtigung, die Auflehnung dagegen, daß die Glieder des werktätigen Volkes schon äußerlich durch ihre Kleidung als Paria der Gesellschaft auffallen. Gewöhnlich aber treibt ein anderer Grund den Seufzer auf die Lippen. Es ist die blinde Bewunderung der Beherrschten und Unfreien für alles, was zum Leben der Herrschaften gehört, eine Bewunderung, in der unbewußt noch ein starker Überrest von Sklavengeist lebt, der die breiten Massen der Ausgebeuteten auch heute noch gefesselt hält. Was „von oben“ stammt, scheint nachahmenswert. Vor dieser Empfindung kommen in unserem Falle herzlich oft die Fragen gar nicht auf: Ist die Kinderkleidung der oberen Zehntausend wirklich stets schön und — was nach unserer Auffassung gleichbedeutend damit sein sollte — ist sie zweckmäßig? Darf das, was unter den Lebensbedingungen der reichen Kinder erträglich sein, ja dem Auge schmeicheln kann, unter den Existenzverhältnissen der proletarischen Kleinen als ein sicherer Maßstab, als nachahmenswert gelten? Es wäre gewiß töricht, eine Art, eine Pflanz der Kinderkleidung nur deswegen zu verwerfen, weil man sie bei den reichen Bevölkerungsklassen findet. Allein weit törichter und schädlicher ist gedankenlose Nachahmerei alles dessen, was dort gerade Mode ist. Die Mutter darf bei der Prüfung und Auswahl dessen, was ihre Lieblinge kleiden und schmücken soll, die verschiedenen Lebensumstände „oben“ und „unten“ in der Gesellschaft nicht vergessen.

Dafür ein Beispiel. Schnitt und Auspuß eines „Wasserschleides“ können „süß“ erscheinen, aber nur unter der Voraussetzung, daß das Kleid aus ganz bestimmten Stoffe angefertigt ist und mit bestimmten Spitzen oder Stickereien garniert wird. Stoff und Auspuß sind aber für den proletarischen Geldbeutel der Mutter bei weitem zu teuer. Eine Nachahmung aus billigem Stoffe und billiger Garnierung kann das gefällige Aussehen des Kleides in das Gegenteil verkehren, es plump und häßlich machen. Unweckliche Stoffe, Spitzen usw. haben nur zu oft diese Wirkung. Ein anderer Umstand muß von der proletarischen Mutter berücksichtigt werden, ehe sie ihr Kind tragen läßt, was ihr bei einem „besseren“ Knaben oder Mädchen gefiel. Das Kind reicher Eltern hat meist auch eine reiche Garderobe. Nach Wetter, Umgebung, Saune kann die Frau Mama das jeweilige Kostüm ihres „Herzblättchens“ wählen und wechseln. Es gibt Kleidungsstücke, Hüte usw., die auch für Kinder nicht an jedem Orte, bei jedem Tun, bei jeder Witterung passen, es gibt solche, die nur einen gewissen Reiz haben, wenn sie vorübergehend, in Abwechslung mit anderen erscheinen. Manche Stoffe, namentlich aber Farben und farbige Muster, Schnittformen und Garnierungen können nicht dauernd gesehen werden, ohne daß sie den Blick verdrießen. Man wird ihrer leicht überdrüssig. Das muß die Proletarierin bedenken, die nicht bei jeder Gelegenheit ihre Kinder in andere Kleider zu stecken vermag. Das um so mehr, als ein Anzug, der nicht mehr gefällt, in der Regel auch nicht dauernd mit der gleichen nötigen Sorgfalt behandelt wird.

Und noch ein Drittes heißt es bei der Auswahl der Kinderkleidung im Auge behalten. Die Arbeiterfrau muß mit ihrer Zeit geizen, keine Ponne, kein „Mädchen für alles“ hilft ihren Kindern beim Ankleiden, beim Instandhalten der Garderobe, umgekehrt müssen diese recht oft im Haushalt mit zugreifen, wohl gar verdienen. Die Mode bringt aber gerade übergenug Kleider, Mäntel, Hüte usw., die nach Stoff, Machart, Garnierung usw. der sorgfältigsten, zeitraubendsten Pflege bedürfen, andernfalls verlieren sie rasch das gefällige Aussehen und wirken nur verlottert und lieblich. Die launische Dame beschert Kostüme, die allein anzulegen nicht einmal dem herangewachsenen und gewandten jungen Mädchen gelingt. Man denke an die Hüsen und Taillen mit Mädchenschluß, an die Kragen, Kräglein, Schleißen, Fichus usw., die die Mädchenkleider verschönern sollen. Wo Garderobestücke von komplizierter Machart und vielem Auspuß angelegt werden, ohne daß eine gebildige und geschickte Hand hilft, da hinterläßt der Anzug nur zu leicht den Eindruck des Unfertigen und Unordentlichen. Noch mehr wird das der Fall sein, wenn das kleine Prolet-

tariermädchen das ursprüngliche „Staatsgewand“ später als Alltagskleid aufträgt, bei Sonnenschein und Regen, auf der Schulbank wie bei häuslichen Arbeiten, so daß der Stoff nicht nur bald abgenutzt, sondern auch die Fasern verzogen und verbeht wird, und bald nichts mehr sitzt und wirkt, wie es sitzen und wirken sollte. Wie wichtig die Dauerhaftigkeit der Kindergarderobe für das Budget der Arbeiterfamilie ist, davon brauchen wir nicht erst zu reden. Auch hierbei spielt der „Klassengegensatz“ eine Rolle, so daß für die proletarische Mutter nicht immer recht sein kann, was für die reiche Dame billig ist — im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Die Mutter, die das alles nicht beachtet, erzielt meist das Gegenteil von dem, was sie erreichen wollte: ihre Kinder „schön“ zu kleiden. Diese fallen unangenehm durch ihren geschmacklosen Anzug auf, der als Karikatur der „feinsten Mode“ wirkt. Oder es entsteht der Eindruck, daß die armen Kleinen tragen, was für reiche Altersgenossen nicht mehr gut genug war und nun von der berühmten bürgerlichen Wohltätigkeit als Brosamen von der üppig besetzten Tafel dem „niedereren Volk“ zugeworfen wurde. Geschmack und Stolz müßten daher solche Kinderkleidung verbieten. Nichts liegt uns ferner, als durch unsere Betrachtungen die Proletarierin zu veranlassen, ihre Mädchen wie kleine graue Schwestern oder protestantische Diakonissinnen zu kleiden und ihre Ruben in die Tracht von Waisenhauszöglingen zu stecken. Wir wollen sie nur anregen, auch bei der Auswahl der Kinderkleidung prüfend alle in Betracht kommenden Umstände zu überlegen, statt gedankenlos nachzuahmen und zu nehmen, was dem Blick sich bietet, was dem Auge gelegentlich gefällt. Auch wenn die proletarische Mutter die herabgehobenen Gesichtspunkte beachtet, kann sie ihre Kinder nicht bloß zweckmäßig, sondern auch geschmackvoll und „schön“ kleiden. Ja, wir behaupten sogar, daß ihr dies dann erst recht möglich sein wird. Welche Erwägungen sie dabei leiten müssen, werden wir in einem folgenden Artikel darlegen.



Drei Tode.

Von Leo Tolstol.

I.

Es war Herbst. Auf der Landstraße fuhren im schnellsten Schritt zwei Wagen dahin. In der vorderen Kutsche saßen zwei Frauen; die eine, die Herrin, war mager und bleich, die zweite, die Dienerin, hatte rosige Wangen und üppige Formen. Die kurzen, trockenen Haare drängten sich unter dem verschlossenen Hute hervor, die rote, in einem zerrissenen Handschuh stekende Hand nestelte beständig an ihnen. Die hohe, mit einem gewirkten Tuche überdeckte Brust atmete Gesundheit, die lebhaften schwarzen Augen schweiften bald durch das Fenster über die dahinschwappenden Felder, bald betrachteten sie furchtsam die Herrin, bald musterten sie unruhig die Erde der Kutsche. Vor dem Gesicht der Dienerin schaukelte in einem Rehe der Hut der Herrin, auf ihren Knien lag ein Bündchen, ihre Füße standen auf den Schachteln, die am Boden des Wagens lagen, und trommelten kaum hörbar vor dem Knarren der Federn und dem Klirren der Scheiben.

Die Dame hatte die Hände in den Schoß gelegt, die Augen geschlossen und wiegte sich schwach in den Kissen, die man ihr unter den Rücken gelegt hatte. Ihre Stirn war leicht gerunzelt, und sie hustete höhl. Auf dem Kopfe trug sie ein weißes Häubchen, um den zarten, bleichen Hals war ein blaues Tüchlein geschlungen. Ein gerader Scheitel, der unter dem Häubchen hervorah, teilte das blonde, auffallend dünne, pomadisierte Haar in zwei Teile. Es lag etwas eigentümlich Trockenes, Abgestorbenes in der weißen Haut dieses breiten Scheitels. Die welke, ein wenig gelbliche Haut lag nicht fest auf den dünnen und schönen Umrissen des Gesichts und rötete sich auf den Wangen und Wadenknochen. Die Lippen waren trocken und unruhig, die dünnen Wimpern kräuselten sich nicht, und der Reisefuchsmantel machte auf der eingefallenen Brust gerade Falten. Obgleich die Augen geschlossen waren, drückte doch das Gesicht der Dame Müdigkeit, Erregung und Gewöhnung an Leiden aus.

Der Diener auf dem Vordach saß zusammengesunken da und schlief; der Postkutscher trieb unter lebhaften Zurufen einen kräftigen, schweißtriefenden Biererzug und schaute sich von Zeit zu Zeit nach dem anderen Kutscher um, dessen Zurufe von dem Wagen hinten herüberkamen. Die gleichlaufenden breiten Spuren der Wagenräder zeichneten sich regelmäßig und schnell in dem kalkartigen Schlamm der Straßen ab. Der Himmel war grau und kalt. Feuchter Nebel bedeckte Felder und Wege. Im Innern der Kutsche war es dumpf, roch es nach kölnischem Wasser und Staub. Die Kranke legte ihren

Kopf zurück und öffnete langsam die Augen. Ihre großen Augen waren glänzend und von schöner dunkler Farbe.

„Schon wieder,“ sagte sie und stieß nervös mit ihrer schönen hagern Hand den Mantelzipfel der Dienerin zurück, der kaum ihre Füße berührt hatte, und ihr Mund zuckte schmerzhaft zusammen. Matroscha nahm mit beiden Händen ihren Mantel auf, erhob sich auf ihren kräftigen Beinen und rückte ab. Ihr frisches Gesicht bedeckte sich mit hellem Rot. Die schönen dunklen Augen der Kranken folgten fieberhaft den Bewegungen der Dienerin. Die Dame stützte sich mit beiden Händen auf den Sitz und wollte sich auch erheben, um sich höher hinaufzusetzen, aber ihre Kräfte versagten, ihr Mund zuckte. Ihr ganzes Gesicht ward durch den Ausdruck ohnmächtiger, boshafter Ironie entstellt. „Wenn du mir wenigstens helfen wolltest! . . . Ach, es ist nicht nötig, ich werde allein fertig. Aber lege mir, bitte, nicht deine Säcke in den Rücken! . . . Nun, laß schon lieber, du verstehst es doch nicht!“ Die Kranke schloß die Augen, damit öffnete sie wieder schnell die Lider und warf der Dienerin einen Blick zu. Matroscha biß sich in die rote Unterlippe, während sie sie ansah. Ein schwerer Seufzer kam aus der Brust der Kranken, aber ehe er ausklang, ging er in Husten über. Sie wandte sich ab, runzelte die Stirn und saßte mit beiden Händen nach der Brust. Als der Husten vorüber war, schloß sie wieder die Augen und saß unbeweglich da. Die Kutsche und die Kalesche kamen in ein Dorf. Matroscha zog ihre runde Hand unter dem Tuche vor und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Was soll das heißen?“ fragte die Dame.

„Eine Station, gnädige Frau.“

„Ich frage, warum du dich bekreuzest?“

„Eine Kirche, gnädige Frau.“

Die Kranke wandte sich zu dem Fenster und begann sich langsam zu bekreuzen, sie öffnete ihre Augen weit und betrachtete die große Dorfkirche, um welche ihre Kutsche herumfuhr.

Die Kutsche und die Kalesche hielten gleichzeitig an der Station. Aus der Kalesche stieg der Gatte der Kranken und der Arzt, sie traten an die Kutsche heran.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragte der Arzt und legte seine Hand an den Puls.

„Nun, meine Liebe, wie geht's, bist du nicht müde?“ fragte der Gatte französisch. „Willst du nicht aussteigen?“

Matroscha nahm ihre Bündel zusammen und drückte sich in die Ecke, um die Sprechenden nicht zu stören.

„Immer unverändert,“ antwortete die Kranke. „Ich will nicht aussteigen.“

Der Mann stand noch eine Weile, dann ging er in das Stationsgebäude. Matroscha sprang aus der Kutsche und lief auf den Fußspitzen durch den Schlamm zum Tore.

„Daß ich nicht wohl bin, darf Sie nicht abhalten zu frühstücken,“ sagte die Kranke mit leichtem Lächeln zu dem Arzte, der noch am Wagen stand.

„Sie kümmern sich nicht um mich,“ fügte sie noch vor sich hinsprechend hinzu, als der Arzt sich mit leisen Schritten von ihr entfernte und eilig die Treppen des Stationshauses hinaufflog.

„Ihnen ist wohl, alles übrige ist ihnen gleichgültig. O mein Gott!“

„Nun, wie, Eduard Iwanowitsch?“ fragte der Gatte, indem er dem Arzte entgegenkam und sich mit fröhlichem Lächeln die Hände rieb. „Ich habe das Reiselästchen holen lassen. Wie denken Sie darüber?“

„Warum nicht?“ antwortete der Arzt.

„Und wie geht's mit ihr?“ fragte der Gatte mit einem Seufzer, indem er die Stimme senkte und die Augenbrauen hochzog.

„Ich sagte Ihnen, sie kann unmöglich bis nach Italien kommen. Gott geb's, daß wir nach Moskau kommen. Besonders bei diesem Wetter.“

„Was ist also zu machen? Ach, mein Gott, mein Gott!“ — Der Herr bedeckte seine Augen mit der Hand. — „Gib her,“ rief er dem Diener zu, der das Reiselästchen hereinbrachte.

„Wir hätten zu Hause bleiben sollen,“ antwortete der Arzt und zuckte die Achseln.

„Sagen Sie doch selbst, was habe ich tun können?“ erwiderte der Gatte. „Habe ich nicht alles getan, um sie zurückzuhalten? Ich hielt ihr die Kosten vor, die Kinder, die wir allein lassen müssen, meine Geschäfte, sie will nichts hören. Sie macht Pläne für das Leben im Ausland, wie eine Gesunde, und ihr die Wahrheit über ihren Zustand sagen, das hieße geradezu sie töten.“

„Sie ist nicht mehr zu retten, das müssen Sie wissen, Wassilij Dmitritsch. Der Mensch kann nicht leben, wenn er keine Lunge hat; Lungen wachsen nicht wieder. Traurig, betrübend, aber was ist da zu tun? Meine und ihre Aufgabe besteht nur darin, ihr Ende so leicht als möglich zu gestalten. Wir brauchen einen Geistlichen.“

„O mein Gott, so begreifen Sie doch meine Lage. Wie kann ich ihr von ihrem letzten Willen sprechen!... Es komme, wie es will, ich kann ihr das nicht sagen. Sie wissen doch, wie gut sie ist...“

„Versuchen Sie doch, ihr zuzureden, daß sie warte, bis es Schneewege gibt,“ sagte der Arzt, bedeutungsvoll den Kopf hin und her wiegend. „Es könnte uns unterwegs schlimm ergehen.“

„Alfjuschka, he, Alfjuschka,“ rief gellend die Tochter des Posthalters, indem sie die Skawawaita über den Kopf warf und über die schmutzige Hintertreppe lief. — „Komm, wir wollen uns die Gutsherrin von Schirklin ansehen. Sie ist brustkrank, heißt es, und reist ins Ausland. Ich habe noch nie einen Schwindsüchtigen gesehen.“

Alfjuschka kam eilig an die Schwelle, die beiden Mädchen faßten sich bei der Hand und eilten zum Tore hinaus. In langsamerem Schritte gingen sie um die Kalesche herum und blickten durch das herabgelassene Fenster hinein. Die Kranke wandte ihren Kopf nach ihnen um, als sie aber ihre Neugierde bemerkte, wurde sie unwillig und wandte sich zurück.

„Du lie—ie—ber Himmel,“ sagte die Posthalterstochter, hastig den Kopf zurückwerfend, „was war das für eine Frau, und wie sieht sie jetzt aus! Ach, entsetzlich! Hast du gesehen, Alfjuschka, hast du gesehen?“

„Ach, wie mager sie ist,“ stimmte Alfjuschka zu. — „Komm, wir wollen noch einmal hinschauen, als ob wir an den Brunnen gingen. Siehst du, sie hat sich umgedreht, und ich habe sie noch nicht gesehen. Wie traurig, Mascha.“

„Ach, und was für ein Schmutz!“ antwortete Mascha, und beide liefen zum Tore zurück.

„Ich muß wohl schrecklich aussehen,“ dachte die Kranke. — „Nur so schnell als möglich ins Ausland, dort werde ich bald wieder gesund werden.“

„Nun, wie geht es dir, meine Liebe?“ sagte der Gatte, indem er an die Kutsche herantrat, noch mit einem Bissen im Munde.

„Zimmer ein und dieselbe Frage,“ dachte die Kranke, „und ist dabei.“

„So so,“ murmelte sie durch die Zähne.

„Weißt du, meine Liebe, ich fürchte, die Reise wird dir schaden bei diesem Wetter. Eduard Iwanowitsch meint es auch. Sollen wir nicht umkehren?“

Sie war ärgerlich und schwieg.

„Das Wetter wird besser werden, der Weg wird vielleicht glatter sein, und auch dir kann besser werden, dann könnten wir alle zusammen fahren.“

„Verzeihe. Hätte ich dir nur früher nicht gefolgt, ich wäre jetzt in Berlin und wäre ganz gesund.“

„Was soll man tun, mein Engel? Es war unmöglich, du weißt es ja; aber jetzt, wo du einen Monat hier bleiben wolltest, würde dir bedeutend besser werden, ich würde meine Geschäfte erledigen, wir könnten die Kinder mitnehmen...“

„Die Kinder sind gesund und ich nicht.“

„Aber bedenke doch, meine Liebe, bei diesem Wetter! Wenn dir unterwegs schlimmer würde... so ist man wenigstens zu Hause.“

„Und wenn schon zu Hause? ... sterben zu Hause?“ antwortete die Kranke erregt. Aber das Wort „sterben“ hatte sie offenbar erschreckt, sie sah ihren Gatten flehend und fragend an. Er senkte die Augen und schwieg. Der Mund der Kranken zuckte plötzlich wie bei einem Kinde, und Tränen stürzten aus ihren Augen. Der Gatte bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche und entfernte sich schweigend von der Kutsche.

„Nein, ich will fahren,“ sagte die Kranke; sie richtete die Augen gen Himmel, faltete die Hände und flüsterte unzusammenhängende Worte. — „Mein Gott, wofür das?“ sagte sie, und ihre Tränen strömten immer reichlicher. Sie betete lange und inbrünstig, aber in ihrer Brust war ein schmerzliches, bellommenes Gefühl; auch der Himmel, auch Felder und Wege waren so grau und düster, und derselbe herbliche Nebel lag ohne dichter, ohne lichter zu werden auf dem Schmutze der Straßen, auf den Dächern, auf der Kutsche, auf den Schafpelzen der Kutscher, die unter fröhlichem, lautem Geplauder die Räder schmierten und die Pferde schirrten.

II.

Die Kutsche war angespannt, aber der Kutscher fehlte. Er war in die Kutscherstube gegangen. In der Stube war es schwül, dumpfig und drückend; es roch nach Menschen, nach frisch gebackenem Brote, nach Kohl und Schaffellen. Mehrere Kutscher waren im Zimmer, die Köchin machte sich am Ofen zu schaffen, oben auf dem Ofen lag in einen Schafpelz gehüllt ein Kranker.

„Onkel Chjodor! he, Onkel Chjodor,“ sagte ein junger Bursche, ein Kutscher, der im Schafpelz, die Peitsche am Gürtel, ins Zimmer trat und sich dem Kranken zuwendete.

„Was willst du von Chjodor, du Strolch?“ rief einer der Kutscher. „Dort in der Kutsche wartet man auf dich.“

„Ich will ihn um die Stiefel bitten, meine sind schlecht geworden,“ antwortete der Bursche, warf dabei sein Haar zurück und steckte seine Handschuhe in den Gürtel. „Schläfst er etwa? He, Onkel Chjodor!“ rief er, näher an den Ofen herantretend.

„Was denn?“ ließ sich eine schwache Stimme vernehmen, und ein rotes, mageres Gesicht beugte sich über den Ofenrand. Eine breite, hagere, bleiche, mit Haaren bedeckte Hand zog den Rock über die edige Schulter, die in ein schmutziges Hemd gehüllt war. — „Gib mir zu trinken, Bruder. Was willst du?“

Der Bursche reichte ihm den Wasserkrug hin.

„Sieh' mal an, Fedja,“ sagte er stöhnend — „sieh' mal an, gelt, du brauchst doch jetzt die neuen Stiefel nicht, gib sie mir — du wirst ja nicht drin gehen.“

Der Kranke sank mit dem müden Kopfe auf den glänzenden Krug, trank den dünnen, herabhängenden Schnurrbart in das dunkle Wasser und trank schwach und gierig. Sein wirrer Bart war unsauber. Die hohlen, trüben Augen konnten sich nur mit Mühe zu dem Gesicht des Burschen erheben. Als er genug getrunken hatte, wollte er die Hand erheben, um die feuchten Lippen zu trocknen, aber er konnte nicht und trocknete sie an dem Armel des Rockes. Er sprach kein Wort, atmete schwer durch die Nase, sah dem Burschen fest in die Augen und nahm alle seine Kräfte zusammen.

„Hast du sie vielleicht schon jemand versprochen?“ sagte der Bursche, „dann ist es umsonst. Die Hauptsache ist, es ist draußen naß, und ich muß fahren. Da dachte ich mir, willst du den Fedja um die Stiefel bitten, gelt, er braucht sie ja nicht. Wenn du sie vielleicht selbst brauchst, sag's nur...“

In der Brust des Kranken begann es zu glucksen und zu röcheln; er beugte sich vornüber und erstikte fast an einem hohlen Husten tief im Halse.

„Ei, wie, selbst brauchen?“ schrie die Köchin gellend durchs ganze Zimmer. „Schon den zweiten Monat kommt er nicht vom Ofen herunter. Sieh' doch, wie er sich quält, es tut einem selbst förmlich weh, wenn man's nur mit anhört. Wie sollte der Stiefel brauchen? In neuen Stiefeln werden sie ihn nicht begraben... und Zeit war's längst, Gott verzeih mir die Sünde. Sieh, wie er sich quält! Wenn man ihn wenigstens in eine andere Stube brächte oder sonst wohin. Da heißt es, in der Stadt sind Krankenhäuser. Geht denn das — er nimmt die ganze Ecke ein, na, und fertig! Nicht rühren kann man sich, und da verlangt man noch Reinlichkeit!“

„Geda, Serjoga! Mach, daß du auf den Vock kommst, die Herrschaft wartet,“ rief der Postmeister durch die Tür.

Serjoga wollte schon gehen, ohne die Antwort abzuwarten, aber der Kranke gab ihm während des Hustens mit den Augen zu verstehen, daß er antworten wollte.

„Nimm dir die Stiefel, Serjoga,“ sagte er, nachdem er den Husten unterdrückt und ein wenig geruht hatte; „aber höre, einen Stein kaufst du mir, wenn ich sterbe,“ fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

„Danke schön, Onkel, ich nehme sie also, und den Stein, ja bei Gott, den Stein kauf' ich dir.“

„Nicht wahr, Kinder, ihr habt's gehört?“ konnte der Kranke noch sagen, dann legte er sich wieder zurück und begann wieder zu husten.

„Gewiß haben wir's gehört,“ sagte einer von den Kutschern. — „Geh, Serjoga, auf deinen Vock, da kommt schon wieder der Postmeister gelaufen. Die gnädige Frau von Schirklin ist doch krank.“

Serjoga zog schleunigst seine abgerissenen, unbehaltmäßig großen Stiefel ab und schleuderte sie unter die Bank. Die neuen Stiefel von Onkel Chjodor paßten ihm vortrefflich. Serjoga betrachtete sie von allen Seiten, dann ging er zur Kutsche.

„Ei! prächtige Stiefel! Gib her, ich will sie schmieren,“ sagte einer der Kutscher, der einen Leerpinsel in der Hand hielt, gerade als Serjoga auf den Vock gekrochen war und die Zügel ergreifen wollte. — „Hat er sie umsonst gegeben?“

„Bist du etwa neidisch,“ antwortete Serjoga, indem er sich erhob, um die Schöße seines Rockes über die Beine zu werfen! — „Laß nur! nun los, meine Freundschaft,“ schrie er den Pferden zu, fuhr mit der Peitsche durch die Luft, und die Kutsche und die Kalesche mit ihren Insassen, Koffern und Kisten rollten schnell über die feuchte Landstraße dahin und verschwanden in dem grauen Herbstnebel.

(Schluß folgt.)